



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: J. Chr. Günther.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jahre kommt Günthers ungemessener Hang zur Satire, der diesem Alter eigen ist; so konnten auch Feind und Viscow diesem Hange nicht widerstehn, wo auch die Klugheit abrieth.“ [Wie hängt das zusammen? weder Viscow noch Feind waren Studenten, als sie ihre Satiren schrieben!] „Hier lag die Quelle zu großem Unglück für Günther. Er sah die ganze Welt für ein Philisternest an, das er nicht schonen wollte; er ließ seinen Stachel Alles empfinden, griff mit seiner Feder dem Reichsten in die Haare; Ignoranten, die ein geistliches Amt erwischt, Rabulisten, charlatanische Aerzte, Alle striegelte er mit dem schärfsten Striegel und konnte den Bormis nicht zwingen.“ [Das alles pflegt Gervinus sonst zu loben.] „Allerdings liegt dieser rebellischen Natur der geheime Drang zu Grunde, aus der Steifheit des deutschen Lebens und Wissens herauszukommen, aber leider hatte er, wie die reformirende Jugend unserer Tage, nicht die Geduld in sich, die Erkenntniß zu sammeln, die zu einer gedeihlichen Opposition nöthig ist [— machte etwa Viscow gedeihliche Opposition, als er über drei Narren, die alle Welt als Narren kannte, um des bloßen Humors willen die Britische schwang? und wie hoch stellt ihn Gervinus!] und noch weniger das Maß, das die Opposition zügeln sollte.“ [Das sind doch wol nicht ästhetische, sondern moralisch-politische Gesichtspunkte!] „Was das geistige Leben angeht, so fühlte er, daß Thorheit, Wahn, Aberglaube in allen Künsten und Wissenschaften herrschten, und rüttelte mächtig an diesen Fesseln. — Er ließ sich selbst in seinen Studien von der Philosophie hinreißen, ehe er ernstlich an sein Brodstudium dachte. Er wollte erst seinen Verstand läutern.“ [Das alles wäre ja sehr löblich gewesen, und grade das, was Gervinus verlangt!] — „Er wollte gern aus der ängstlichen, finstern Heiligkeit heraus; er mochte gern die Frauen unter weniger Zwang sehen, er liebte ihr freies und ungezwungenes Wesen, das die Zeit noch verdammte. Wer hört nicht die Stimme des heutigen jungen Deutschland?“ „Sein ganzes wildes Wesen kommt in Dresden zu Tage: er wolle seine Schicksale lachend ausstehn, er wolle nicht mehr roth werden u. s. w. Auch da hören wir die heutigen Genialitäten!“ — „Diesen seinen Lebenslauf lernen wir in Günthers Werken innerlich kennen: in Bußgedanken und Satiren, in allen seinen Gedichten jeder Art ist Er stets der Mittelpunkt; Er mit dem ganzen Sturm seiner Empfindungen und Leidenschaften ist der stete Gegenstand seiner Verse, und darin ist er ganz eigenthümlich, daß er unverhohlen seine innersten Seelenzustände der weiten Welt eröffnet und zeigt. Die Masse seiner Gedichte ist nichts als Gelegenheitspoesie, anziehend, weil es ein merkwürdiges psychologisches Object ist, um das sie sich herumdreht.“ [Hier findet augenscheinlich eine Verwechslung zweier Begriffe statt, die nichts mit einander zu thun haben. Allerdings enthält die Mehrzahl von Günthers Gedichten Gelegenheitspoesie der gewöhnlichsten Art, d. h. Gratu-

lations- und Condolations-Carmina. Er lebte davon — was übrigens damals nicht für unanständig galt. Diejenige Gelegenheitspoesie dagegen, von der Goethe spricht, wenn er sie für die einzige echte Dichtung ausgibt, sagt nichts anderes als: dichte nur bei Gelegenheit eines wirklichen Gefühls! Von dieser Art sind — im Gegensatz zur alten Schule, die Gedichte machte ohne eine solche Gelegenheit — diejenigen Poesien Günthers, die ihn in die Reihe der wirklichen Dichter stellen. Von diesen, die vor Goethe das einzige waren, weiß Gervinus nichts weiter zu sagen als folgendes:] „Seine erotischen Lieder sind oft sehr plump und platt.“ [Kein einziges Wort weiter! nur sagt er dann noch:] „So ist auch sein Gesichtskreis im Ganzen sehr klein.“

In der That ist die Liebe ein beschränktes Feld; indeß sind darüber seit Salomo doch schon recht schöne Sachen gesagt worden. — Gervinus hat bei allen jenen Vorwürfen zu sehr die moderne Poesie vor Augen. Dieser, die es unternimmt, Doctrinen über das Wesen Gottes, der Weiblichkeit u. s. w. poetisch auszuarbeiten, kann man mit Recht vorhalten: erst lerne etwas, ehe du lehrst! aber um seine Empfindungen warm und treu auszusprechen, oder um das und jenes lächerlich zu finden, hat man nicht erst nöthig, die Wolfische Philosophie zu studiren — damals gab es noch keine andere. Günthers Satiren gering zu schätzen, hat Gervinus völlig recht, aber er verkennet Günthers Bedeutung, wenn er ihn als einen, der eigentlich Reformator hätte sein sollen, auffaßt: jene Satiren sind weiter nichts als subjective Stoßseufzer oder subjectives — mitunter ganz berechtigtes — Gelächter.

Drastischer nach seiner Art, aber ungefähr in demselben Sinn, drückt sich W. Menzel aus (Deutsche Dichtung, 1859, II. S. 345 — 7). „Man hat diesen eiteln Schwächling viel zu hoch gestellt. Welchen Werth hat eine Dichtung, aus der man erfährt, ein liederlicher junger Mann sei der Trunkenheit und Wollust erlegen, nachdem er sich eingebildet, ein großes Genie zu sein, und in dieser Einbildung habe er über Gott und die Welt, die ihn nicht hoch und sicher genug gestellt, geschimpft? Leider hat aber dieser Glende eine nur zu hohe Bedeutung erlangt, weil in ihm zum erstenmal die Tendenz zur Entfesselung aller Begierden, zur Emancipation des Fleisches, zur Berechtigung aller und jeder Anzucht zum Durchbruch kam . . . Die weitläufige, wässerichte Sprache seiner Alexandriner wird nur dann durch eine echte Naturkraft unterbrochen, wenn sich Günther zügellos seiner Liederlichkeit und Gemeinheit überläßt, wenn er an einem, der ihn getadelt, seine ganze Wuth auslassen will, und wenn ihn in wenigen bessern Augenblicken das innere Entsetzen vor seinem Treiben ergreift und er auf Augenblicke tief reuig Buße thut, natürlich nur so lange, bis er wieder besoffen ist.“ In diesem Ton geht es noch eine Weile fort.

Cholevius (I. S. 407: 1854) in seiner milden Weise schließt sich doch

am meisten an Gerwinus an. „Günther muß uns deshalb merkwürdig bleiben, weil er nach Flemming und Dach wieder der erste Dichter war, welcher ohne Scheu sein Inneres darstellte, während die Andern meistens fingirte Empfindungen aussprachen. Aus dieser Naturwahrheit des Inhalts ging eine anziehende Frische und Lebhaftigkeit in die Sprache über. Aber Günther läßt uns die Erfahrung machen, welche sich an Bürger wiederholte, daß die Subjectivität nicht im Stande ist, die Dichtung in die reine Sphäre des Poetischen zu erheben, wenn diese Subjectivität nicht selbst poetisch durchgebildet ist. Wie Günther in sittlicher Hinsicht zwischen Reue und Vergehungen schwankt, weshalb sein Vater ihn wol mit Recht einer durchgreifenden Besserung nicht für fähig hielt, so sind seine Gedichte bald gehaltvoll und zart empfunden, bald wieder nur der Ausfluß eines wüsten Sinnes. Wenn nun im Allgemeinen Günther weniger durch den Werth seiner Productionen unsere Aufmerksamkeit erregt als durch jene subjective Haltung, die freilich von seinen Zeitgenossen gar nicht verstanden wurde, so verdient er es doch als der Vorbote einer aufblühenden Zukunft betrachtet zu werden.“

„So verdient er es doch —!“ — Warum denn? wenn nicht durch den Werth seiner Productionen! Doch nicht etwa durch seine Subjectivität an sich? die sich Cholevius im Grunde nicht anders vorstellt als Menzel. — Cholevius hat den leitenden Gedanken der Schillerschen Recension über Bürger seinem Urtheil zu Grunde gelegt, der aber im Allgemeinen wie im Besondern einer genauern Fassung bedarf. — Man kann starke Leidenschaften haben, und doch kein großer Dichter sein; man kann seine „Subjectivität“ harmonisch gebildet haben, und doch kein großer Dichter sein. Nicht die Leidenschaft, nicht die Bildung macht den Dichter, sondern die Fähigkeit, während der innern Aufregung sich selbst und die Bewegungen der Seele im Detail anzuschauen und sie wiederzugeben. Freilich gehört dazu starke Subjectivität, d. h. ein wirklicher Inhalt; es gehört dazu sittliche Bildung, d. h. ein werthvoller Inhalt, der auch andere interessirt als die guten Freunde; aber jene Fähigkeit, sich zu spiegeln, muß nicht bloß hinzukommen, sie ist die Hauptsache. Daß Günther den Muth hatte, sein Inneres aufzudecken, war etwas, aber noch nicht alles: er hatte auch die Fähigkeit dazu. — Man hat Günther oft mit Bürger verglichen, und äußere Aehnlichkeiten springen in der That leicht in die Augen; aber auch die Verschiedenheit ist nicht klein. Bürgers Größe liegt in den Balladen, überhaupt in den Gedichten, welche nicht subjectiv sind, während die Molllieder und Elegien mit Günthers Gedichten derselben Art nicht den geringsten Vergleich zulassen. Das „Hohelied von der Einzigen“ gehört zu den langweiligsten und ledernsten Gedichten, die in deutscher Sprache geschrieben sind; nicht, wie Schiller meinte, weil der Gegenstand und die dazu gehörige Empfindung eine unmoralische oder eine unharmonisch gebildete war, sondern weil dem

Dichter jener Spiegel fehlte, die Bewegungen seines Innern wiederzugeben. Bürger hatte eine sehr starke, ungezügelter Subjectivität, aber nicht das Talent der subjectiven Dichtung; Schiller hatte es ebensowenig: was er von seinem Innern erzählt, ist nicht der Rede werth; sein Talent liegt ganz in der Richtung Bürgers, während Goethe in höhern, geläutertem Sinn das war, was wir bei Günther nur in der schönen Anlage erblicken.

Was nun das unvollkommne Verständniß der Zeitgenossen betrifft, von dem Cholevius redet, so wollen wir die zahlreichen Ausgaben Günthers bei Seite lassen, und nur einen Punkt hervorheben, den doch die Zeitgenossen besser verstanden als die modernen Kritiker, welche nicht müde werden, Günther wegen seiner zahlreichen, meist sehr unpoetischen Gratulations- und Condolationsgedichte zu tadeln.

Bald nach der ersten Ausgabe Günthers erschien eine Recension in den deutschen Actis Eruditorum, die man seinem alten Gönner Mencke zuschreibt. „Günthers Gedichte fließen unvergleichlich, sind voll Feuer und führen etwas ungemein Reizendes bei sich. Ich habe den Verfasser sehr wohl gekannt. Er war von derjenigen Art von Poeten, welche ein aufgewecktes, sorgenfreies und so viel als möglich alle Tage lustiges Leben lieben. Seine Fähigkeit war ausnehmend, aber seine Art zu leben etwas frei und so beschaffen, daß er zu dem Valeriano de Infelicitate literatorum ein schönes Supplement geben kann. Er brachte den letzten Theil seiner Jahre in ziemlicher Dürftigkeit zu, fand aber überall Freunde, weil ihn sein angenehmer Umgang und munteres Wesen bei Jedermann beliebt machte. Die gegenwärtigen Gedichte hat er keineswegs mit zerfressenen Federn und vieler Vorbereitung, sondern größtentheils aus dem Stegreif geschrieben, und da sie doch so wohl gerathen, so würde er unfehlbar einer der größten Poeten geworden sein, wenn er zu gehöriger Reife gekommen und in nützlichen Wissenschaften weiter gegangen wäre. Eins und das andere könnte fleißiger ausgearbeitet sein. . . . Wenn ein Brocken, den das Glück in einen so vortheilhaften Zustand gesetzt, daß er nur zum Vergnügen arbeiten darf, etwas schreibt, so hat er Muße und Gelegenheit, etwas Schönes zur Welt zu bringen. Aber wenn ein armer Günther singt, sich etwas zu seinem Unterhalt zu verdienen, so kann es nicht fehlen, es muß mitunter ein heiserer Ton vorkommen.“ — So dachte selbst ein respectabler, hochangesehener Professor des orthodoxen Leipzig. Es ist noch hinzuzufügen, daß Günthers Gedichte erst nach seinem Tode von andern gesammelt sind.

Roberstein (S. 666—9: 1847) hat Lob und Tadel richtig vertheilt. „Seine Liebe zur Poesie . . . war eine wirkliche und in ihrem Grund edle Leidenschaft . . . Nach seinen Mustern bildete er nur seinen Geschmack für das mehr Aeußerliche der poetischen Darstellung: zum eigentlichen Dichter

konnte ihn allein seine reiche innere Begabung machen. Freilich erscheint das Zwieespältige und die Zerrissenheit seines Lebens noch oft genug in seinen Gedichten. Wie dort die Sehnsucht und das Ringen nach dem Höhern von der gemeinen Sinnlichkeit überwältigt wurde, aus der sich herauszuarbeiten er wiederholentlich, aber ohne Ausdauer versuchte, so enthalten die meisten seiner Gedichte ebenso viel Rohes, Gemeines und Unpoetisches, wie Vortreffliches. Aber dieses ist noch reichlich genug vorhanden, um in ihm eine ausgezeichnete Dichternatur erkennen zu lassen. In seiner Lyrik erscheint seit Flemming wieder zuerst, und ungleich origineller, natürlicher und lebensvoller eine Poesie, die aus der Tiefe des Gemüths kommt und das, was darin vorgeht, immer anschaulich und öfter wie im ersten glücklichen Wurf darstellt. Seinen Liebesliedern insbesondere, von denen einzelne fast vollendet heißen können, fühlt man an, der Dichter habe, was er darin ausspricht und schildert, wirklich in und an sich erlebt: es ist die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung, die hier nach langer Zeit von Neuem in unserer weltlichen Lyrik zum Durchbruch kommt.“ Aehnlich, und mit großer Wärme, spricht sich Biedermann aus (Deutschland im 18. J., II. S. 464—8): beide übrigens ohne ins Detail einzugehn.

Der folgende Rückblick auf das Leben des Dichters soll nur dazu dienen, für Günthers Lyrik, in der ausschließlich seine Bedeutung liegt, eine Folie zu geben und durch einzelne Fragmente das Publikum von Neuem darauf aufmerksam zu machen. — Zu beachten ist dabei noch die Eigenthümlichkeit der Schlesier, die sich bis heute erhalten hat, sich der poetischen Sprache wie der gewöhnlichen zu bedienen, mit einer Ungenirtheit, die auch das Triviale in ihren Kreis zieht. Diese Leichtigkeit ist freilich für die Fortbildung gefährlich.

Die Zeit, in der Günther geboren wurde — 8. April 1695 — war eine böse Zeit. Roheit und Liederlichkeit bei Hof, im Adel, in den Universitäten, in den Romanen, Trauerspielen und Gedichten; im Bürgerstand dagegen eine gedrückte ängstliche Sittlichkeit, die jene Kreise verabscheute und sich doch vor ihnen beugte. Alles Selbstgefühl des Bürgers war gegen die eignen Angehörigen gewendet; gegen die Großen verstummte es: höchstens wagte es, ihnen aus dem Wege zu gehn. — Dieser Schicht des Bürgerthums gehörte Günthers Vater an, Arzt zu Striegau, der sich durch eisernen Fleiß aus der Dürftigkeit aufgeschwungen, und bei seinem knappen Einkommen den aufstrebenden Ehrgeiz des Knaben von früh an zu beugen suchte. — In den „letzten Gedanken“ (S. 838)* erzählt Günther:

Lieb' und Lust zur Wissenschaft trieb mich von den Kindheitsjahren

Bis auf diesen Augenblick stets was höhres zu erfahren:

*) Gesamtausgabe, Breslau u. Leipzig 1735.

Und ich kann mich noch erinnern, daß ich schon ums zehnte Jahr
 Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war.
 Sonderlich ergöht' ich mich an Natur- und Weltgeschichten,
 Aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten,
 Daß auch weder Ernst noch Zurus, ja wohl gar kein Prügel galt
 Wenn mein Vater auf die Arbeit dieser leeren Brodkunst schalt.

Der Vater hörte sogar plötzlich mit dem Unterrichts auf, weil er den Sohn vom gelehrten Stand abschrecken wollte, zu dem seine Mittel nicht ausreichten; doch ließ er sich 1709 den Vorschlag eines befreundeten Arztes in Schweidnitz gefallen, den hoffnungsvollen Knaben mit sich zu nehmen und ihm eine Freistelle zu verschaffen. In Schweidnitz war Günther sehr fleißig, und fand als hübscher, gefälliger Junge viele Gönner, denen er durch zahlreiche Gratulationsgedichte seinen Dank abstattete: darunter der berühmte Benjamin Schmolck (geb. 1672, seit 1702 Diakonus in Schweidnitz, † 1737), 5. Dec. 1714 (S. 902). An Fruchtbarkeit war er schon hier ein echter Schlesiener; seine Zuversicht blieb ungeschwächt. So sagt er in einer Epistel 1714:

D höchst beglückter Tag, der meine Dichterslötten
 Das erstemal gehört. Der Hunger mag mich tödten,
 Das Schwert erwürge mich, dem Feuer mag der Leib
 Anstatt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib,
 Das edle Harfenspiel, die Seele meines Lebens
 Nicht mit dem Tode stirbt!

Den Tag seines Abgangs von der Schule (24. Sept. 1715) wurde ihm noch die Ehre, ein von ihm gefertigtes Trauerspiel: „die von Theodosio bereute Eifersucht“ von der Schuljugend aufgeführt zu sehn. Von dem Stück ist wenig gutes zu sagen; es ist in der Art Lohensteins, aber viel kraftloser: zur größern Composition scheint Günther das Talent gefehlt zu haben.*) — In Schweidnitz ließ er eine Geliebte zurück, die vielbesungene Leonore, der er auf einem Kirchhof Teue gelobt. Mit diesem Namen Leonore sind — nicht selten mit Angabe des Datums — so viele Situationen in Günthers Liebesgedichten bezeichnet, daß man daraus eine vollständige Geschichte dieser Liebe abschreiben möchte. Indes darf man nicht vergessen, daß trotz aller Unmittelbarkeit etwas Idealisierung mit unterläuft, daß die Lieder nicht Tagebuchnotizen, sondern lebendige Auffrischungen vielleicht halb verblichener Erinnerungen sein sollen; wol Wahrheit aber auch Dichtung.

*) Darauf ist wol der wunderliche Satz von Gervinus zurückzuführen: „Wenn ein Neukirch oder Günther etwas Größeres unternimmt, so gehts ihnen wie unserm Platen, es zeigt sich, daß ein Lyriker von den blendendsten Eigenschaften noch lange kein Dichter ist.“ — Und dazu der Vergleich zwischen Günther und Platen! zwischen dem unmittelbarsten und wärmsten aller Empfindungsdichter und dem frostigsten aller Versifere! Das tertium comparationis ist wohl nur die Empfindlichkeit gegen Kritiken.

Weiß ich doch nicht, wen ich nenne, Das, so lang ich leb' und brenne
Doch genug! es ist ein Bild, Mir allein das Herze stilt. (S. 241)

Nachdem sich Günther kurze Zeit in Frankfurt a. D. aufgehalten, kam er Mitte November 1715 nach Wittenberg, um Medicin zu studiren: einige Vorkenntnisse darin hatte ihm schon sein Vater beigebracht. Wittenberg war die rechtgläubigste, und was die studirende Jugend betrifft, die liederlichste und rohste aller deutschen Universitäten; wenn sich Günther im Anfang fleißig und ordentlich hielt, so verfehlte bald das wilde Burschenleben seine Wirkung nicht. Er scheint es ziemlich arg getrieben zu haben; wenn man aber den Abscheu ansieht, mit dem man heute diese Lebensperiode bespricht, so sollte man meinen, man lebte heut auf den Universitäten erstaunlich tugendhaft. — Aus den Studentenliedern kann man weiter nichts herauslesen, als Vorliebe für geistige Getränke, Tabak, Lärm und Abenteuer mit Schönen; wir können ihnen nicht so viel Geschmack abgewinnen, als zuweilen geschieht. Seine Ausschweifungen in der Liebe — gleichviel was davon Einbildung oder Wirklichkeit war — rechtfertigt der Dichter vor sich selbst mit einer bitteren Erfahrung: Leonore war ihm untreu geworden, sie hatte 24. Jan. 1716 (ein Vierteljahr nach seiner Abreise!) einem reichen alten Herrn die Hand gegeben.

... Setz seh' ich die Triebe der thörichten Liebe
Berrünstiger an.

Ich breche die Fessel, ich löse mein Herz,

Und hasse mit Vorsatz den zärtlichen Schmerz...

Komm, selige Freiheit! und dämpfe den Brand,

Der meinem Gemüthe die Weisheit entwandt!...

Es lodern die Briefe, der Ring bricht entzwei,

Und zeigt meiner Schönen: nun leb' ich recht frei!

Nun leb' ich recht frei, und schwöre von Herzen,

Daß Küssen und Scherzen nur Narrenspiel sei.

Denn wer sich verliebet, der ist wol nicht klug —

Geh falsche Sirene! ich habe genug. (S. 242).

... Nur kommt mir nicht etwa mit albernen Pöffen,

Und rückt mir mit starken Versprechungen vor!

Im Lieben hat wahrlich die Rache kein Ohr.

Ich schwöre verbindlich; bis daß ich genossen,

Und bin ich dann fertig, dann schwenk' ich den Hut,

Und gehe zur andern, die eben das thut. (S. 258)

Das ist gewiß nicht zu loben; aber wenn ihn Gervinus deshalb für einen Vorläufer des jungen Deutschlands, für einen Prediger der „freien Liebe“ ausgibt, so übersieht er, daß dies keine Maximen sein sollen, sondern individuelle Stimmungen des Moments. Seine Geliebte ist ihm untreu geworden, und aus

Rache wird er liederlich: das ist, wie gesagt, nicht fein; aber so hat doch schon in aufgeregter Stimmung der Eine und der Andere empfunden.

Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,

Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt!

Und dazu stehn jenen sinnlichen Schilderungen und frivolen Einfällen die zartesten Empfindungen gegenüber: das eine wie das andere ist Eingebung des Moments; nur thut man unrecht, ausschließlich die eine Seite hervorzuheben.

Will ich dich doch gerne meiden,

Gib mir nur noch einen Kuß,

Oh' ich sonst das letzte leiden

Und den Ring zerbrechen muß . . .

In den Wäldern will ich irren,

Vor den Menschen will ich fliehn,

Mit verwaisten Tauben girren,

Mit verschüchtem Wilde ziehn,

Bis der Gram mein Leben raube,

Bis die Kräfte sich verschrein;

Und da soll ein Grab von Laube

Milder als dein Herze sein. (S. 275)

. . . Hier war es, wo ihr Haupt mir oft die Achsel drückte —

Verschweigt ihr Linden mehr als ich nicht sagen darf —

Hier war es wo sie mich mit Klee und Quendel warf,

Und wo ich ihr den Schoß voll junger Blumen pflückte.

Da war noch gute Zeit! — Mein Herz, was kommt dir ein?

Du liebest Flavien — sie ist ja nicht mehr dein! (S. 1054)

Was ich in Gedanken küsse,

Macht mir Müß' und Leben süße

Und vertreibt so Gram als Zeit;

Niemand soll es auch erfahren,

Niemand will ichs offenbaren,

Als der stummen Einsamkeit. (S. 249).

— Ich weiß noch wol die liebe Zeit,

In der ich mich genug erfreut . . .

. . . Wie? was erzähl' ich einen Traum?

Zum wenigsten gedenkt michs kaum.

Mein Gott, wie ist die Zeit entronnen!

Was hast du, Herz, von aller Lust?

Dies, daß du Neu und Leid gewonnen,

Und wissen und entbehren mußt!

Schon diese abgerissenen Laute zeigen, worin der Fortschritt Günthers besteht: solche Innigkeit des Fühlens und solche Melodie des Tonfalls ist im weltlichen Lied — vielleicht ein Paar Volkslieder ausgenommen, vor Goethe noch nicht dagewesen. — Freilich findet man auch andere Klänge. — Die dem Johannes Secundus (beiläufig mit großem Talent) nachgebildeten „Hochzeitsscherze“ sind arg; indeß muß man die Zeit nicht vergessen, die in dergleichen viel mehr ertrug, man muß sich daran erinnern, daß Hoffmannswaldau noch vor Kurzem der beliebteste Dichter der feinen Welt war, und daß seine Schüler den alten Ton fortsetzten. Naiv war diese Sinnlichkeit freilich nicht; man mußte sehr gut, was Zote war: das sieht man u. a. aus den Ausgaben Günthers, wo die heikelsten Worte punktiert sind. — Einzelne humoristische Einfälle muß man nicht so genau nehmen. So hat es vielfach Anstoß erregt,

daß über zweien seiner Gedichte steht: „als er dicht berauscht war!“ Wir theilen aus diesen beiden Gedichten einige Proben mit.

Mags doch sein! ich will verehren,
Was ich nicht genießen kann!
Wißt du meine Lieder hören,
O so hör' auch dieses an:

Daß der Strahl von deinem Glanze,
Welcher dich vor anderm ziert,
Auch den Ruhm von meinem Kranze
Mit sich auf die Nachwelt führt. (S. 922)

Die Welt ist jezo voller Narren,
Und darum bin ich einer mit,
Und der hat wol den größten Sparren,
Der aus gemeinem Gleise tritt . . .
Ihr Narren lügt, so will ich lügen,
Bis daß wir alle Kappen kriegen. (S. 921)

Für einen „dichten Raufsch,“ in welchem man nichts Schlimmeres macht, als solche Verse, fällt man wol nicht der ewigen Verdammniß anheim. — Uebrigens waren die schlimmeren Folgen seines Studentenlebens handgreiflich: er hatte seine Medicin versäumt, seine Gesundheit war auch wol angegriffen, und er steckte tief in Schulden. Als er Wittenberg verlassen wollte, ließen ihn seine Gläubiger verhaften; der aufgebrachte Vater erklärte, ihn nicht weiter unterflügen zu wollen; doch fand er Freunde und Gönner, die ihn losmachten, und so kam er Juni 1717 nach Leipzig. Nur anderthalb Jahr hatte er in Wittenberg zugebracht: besaß er nun die Kraft, sich von seinem bisherigen Treiben loszureißen, so dürfte man von diesen Jugendstreichen kein großes Aufheben machen.

Leipzig war im Gegensatz zu Wittenberg eine höchst respectable Universität; gleichfalls orthodox, aber nur insofern die rechte Lehre zugleich die schickliche war. In der reichen Kaufmannswelt mußte der Student sich den Sitten fügen; die Professoren waren mit den Patriciern verschwägert, und höchst respectabel; der respectabelste unter ihnen, Burkhard Mencke, der Nachfolger seines Vaters in der Herausgabe der weltberühmten Acta Eruditorum und in der Professur, der große Gönner aller Fortschritte in Sprache und Literatur, als „Philander von der Linde“ selbst galanter Dichter. Günther muß doch noch nicht so zerlumpt ausgesehn haben, wie er humoristisch sich selbst schildert und von andern geschildert wird, denn dieser ansehnliche Herr (er wurde den 27. Apr. 1719 zum viertenmal Rector Magnificus) nahm sich freundlich seiner an und führte ihn in die besten Gesellschaften ein. Daß er seine lustigen Bekanntschaften fortsetzte, sah er ihm nach. Die schlimmste Frage war: wovon sollte der junge Mann leben? Heute gibt man Privatstunden oder schreibt Theaterrecensionen; das erste scheint Günther gethan zu haben, aber es brachte nicht viel ein; zum zweiten gab es damals noch keine Gelegenheit. Zahlende Buchhändler gab es wenig, die einzige Art, sich zu erhalten, war die versiffirte Gratulation und Condolation. Davon lebte Gottsched noch als Pro-

fessor, davon lebte alle Welt. Und Günther hatte ansehnliche Klienten, seine Arbeiten fanden Beifall, auf den Tod der Frau Consistorialrätthin Löffler machte er sogar vier lange Carmina: eins im Namen des ehrwürdigen Gatten, eins für den Sohn u. s. w. — Das Glend ist nur, daß grade Günther, ein echter Dichter, sich durch diese unwürdige Beschäftigung (unwürdig im ästhetischen Sinn) sein bestes Talent verkümmern mußte. Daß er außerdem zu seinem Privatvergnügen Satiren auf wirkliche oder vermeintliche Feinde machte, ebenso geschwäßig, als jene Huldigungen, besserte die Sache nicht. — Mencke hoffte, ihn durch einen großen Wurf aller Noth zu entheben. Ein lieberlicher, im Spiel ruinirter Cavalier, Hohendorff, († 1719) hatte 1705 durch ein Lobgedicht auf den Prinzen Eugen sich die bescheidene Summe von ungefähr 50,000 R. erworben; warum sollte es dem viel talentvolleren Günther nicht auch gelingen? Der Friede von Passarowitz war geschlossen, Juli 1718, Mencke munterte seinen Schübling auf, zur Feier dieser Begebenheit den Pegasus zu besteigen. Günther vollzog seine Aufgabe, Mencke, mit dem Gedicht höchlich zufrieden, schickte es nach Wien; aber es trug ihm bloß Ruhm und eine kahle Danksagung ein, während Pietsch durch eine ähnliche Arbeit die Professur in Königsberg erwarb.

Ueber das Gedicht (S. 123) urtheilt Gervinus verhältnißmäßig sehr günstig. „Wenn man ästhetisch urtheilen sollte, so würde man aus allen Güntherschen Gedichten, von einigen geistlichen Oden und Studentenliedern abgesehen, nur diese Ode ausheben. Man würde in ihr anerkennen, daß man darin eher unsern Bürger hört, als einen der ältern schlesischen Dichter, daß man darin eine regsame Phantasie Schlachten entwerfen, und also eine poetische Kraft thätig sieht, die so lange geschlummert hatte. Man würde auf die einzelnen Stellen hinweisen, wo diese Phantasie die Scenen des Kriegs und Friedens malt, so feck, daß sie allerdings alles was die Vesper und König pinselten, in tiefen Schatten stellt, so feck, daß man kaum die Ungleichheit spürt, wenn in der einen Strophe die Flußnymphen den Frieden feiern und in der andern Nachbar Hans von seinen Thaten schwadronirt. Allein diese guten Eindrücke würde man auch wieder verwischt finden von den ungeheuern Lobhudeleien auf Karl den Sechsten und Eugen, und das Ganze von vielen Unfeinheiten und Roheiten häßlich unterbrochen, obwol es sogar für den Hof berechnet war. Es wäre nur ein mäßiges Interesse, das man aus diesem Gedicht an Günther nähme [Gervinus meint, an Günthers Person]; formell könnte man aber kein zweites von dieser Originalität hinzustellen.“

Was die Lobhudeleien betrifft, so darf man nicht vergessen, daß Karl der Sechste der unmittelbare Landes Herr von Schlessien war, und daß Günther seine Begeisterung für das Haus Oestreich durchweg, auch noch in den „letzten Gedanken“ ausspricht, daß sie ihm also anezogen war. Die Roheiten würde

man hingehn lassen; was aber das Gedicht auf eine tiefere Stufe stellt, ist der gänzliche Mangel an Composition. In Melodie wie in Gemüthstiefe stellen wir Günthers Liebeslieder weit über diesen epischen Versuch — weit auch über die geistlichen Oden und Studentenlieder. Die geistlichen Gedichte haben bei ihm nur dann Interesse, wenn sie ganz subjectiv gehalten sind, d. h. wenn sie aufhören, Gesänge der Gemeinde zu sein.

Nun lieber Gott, du bleibst ja lange,
 Ich weiß nicht, was ich denken soll.
 Der Zweifel macht die Hoffnung bange,
 Ich weine Bett und Bibel voll.
 Ich soll denn ich, nur ich allein
 Ein Greuel meines Schöpfers sein?
 Ich mag mich schicken, drehn und winden,
 Es ist mit allem nichts gethan.
 Ein Sperling schläft in hohen Linden,
 Und findet, wo er füttern kann.
 Mich jagt die Mißgunst hin und her,
 Und macht mir noch die Armuth schwer u. s. w.

Diese Stimmung färbt auch seine „Satiren“ — wozu sonderbarerweise seine Herausgeber alle seine Gratulations- und Condolationscarmina rechnen. Freilich zeichnen sie sich vor andern jener Zeit dadurch aus, daß der Dichter frei mit der Sprache herausgeht, und sie treffen auch mitunter den faulen Fleck; im Ganzen aber verrathen sie mehr Hestigkeit als Kraft.

Dort grunzt das Murmeltier, der falsche Pietist,
 Der nur, wie Sodoms Frucht, von Außen kostbar ist!
 Ist's Unrecht, daß man die mit Hasenschrote brennt,
 Die, so an Sanftmuth stets dem Meister folgen sollen,
 Und doch so ungestüm bei Lastern fromm thun wollen?
 Bei Lastern, die ihr Wiß in fremde Schmach verhüllt,
 Ihr Wiß, der vor der Zeit der Wollust Ohr gefüllt,
 Jetzt aber seinen Rest, den die nicht gar verschwendet,
 Nach Pharisäer Art aufs Kegermachen wendet u. s. w.

Daß seine Satire durchweg Ausfluß subjectiver Stimmung ist — bei seiner Lage und der Unstetigkeit seiner Existenz erklärt sich die oft wiederholte Klage hinlänglich — sagt er selbst S. 477. Er schildert seine Zweifel an Gottes Güte, der ihn doch immer im Stich lasse:

So ängstlich, werther Freund! schreit oft mein Widerwillen,
 Wenn Schatten, Stern und Schlaf, Welt, Luft und Auge füllen,
 Und wenn die Einsamkeit der kummervollen Nacht
 Den Zustand meiner Noth im Finstern klarer macht.
 Da setz ich mein Geiße im Umsehn keine Schranken,
 Da sinnt er hin und her, da spielt er mit Gedanken,

Da seh' ich selbst in mir die Händel dieser Welt,
Den bösen Lauf der Zeit im Spiegel vorgestellt;
Da find ich nichts als List, und weder Treu noch Glauben u. s. w.

Das ist nicht die Sprache eines Reformators, es ist nur die Projection des mit sich selbst entzweiten Innern in die Außenwelt, wo es freilich an Farben und Linien, diese Visionen auszufüllen, nicht im mindesten fehlt. Noch ausführlicher spricht er sich S. 412—414 aus, wo er auch mit seinen Krankheitsgeschichten und seiner Todesahnung beginnt.

— Dies aber, daß ich noch die Feder mühsam führe,
Geschicht nur mir zu gut, diemeil ich wirklich spüre,
Es mindre sich der Schmerz, sobald die Cithar klingt . . .

Der Schmerz wird leicht betrogen,
So oft der müde Geist zu eifrig nachgedacht,
Und Schwäch' und Mattigkeit das Holz zu Federn macht;
Ja, was mich oft ergötzt, so helfen nur die Träume
Zu dem den ganzen Tag umsonst gesuchten Reime.

Solch Mitleid hat mit mir ein Schatten oder Geist.

Dann fällt ihm ein, bei einem Blick auf die Sonne, daß es ihr geht wie ihm: („das Gleichniß thut mir weh!“)

Sie, die den Erdkreis stets mit Wärm' und Wachthum trifft,
Bekommt doch nichts davon, als Dünste voller Gift.

Ich, dessen Trost und Rath vor diesem viel beschienen,
Getrau mich nicht einmal des Klagens zu erkühnen.

So spiel' ich halb verrückt mit Bildern, Noth und Schmerz;

Erholt sich die Vernunft, soühl' ich noch ein Herz,
An welchem Trieb und Zucht, Exempel, Lehr und Fassen
Noch manche Freiheitspur der Weisheit übrig lassen.

Denn hängt der Himmel gleich nicht immer Geigen voll,
So find' ich gleichwol Ruh, wo Jeder suchen soll.

Ich mein', in eigner Brust: da lern' ich im Betrachten
Viel, was die Welt erhebt, gering und schändlich achten,

Und will es, was sie schilt, ganz gut und anders sehn:

Das Fernglas darf ich auch nicht erst gen Himmel drehn,
Ich bin der Erde nah, hier leben große Wunder,

Die größten in mir selbst: die Seele, die den Zunder
Zu Mehrung ihres Heils bloß in sich selbst ernährt,

Wie sehr sich ihr Verstand ermuntert und verklärt,
Begreift, nimmt und theilt, verbindet, unterscheidet,

Zu diesem Gang verspürt, zu jenem Ekel leidet,
Und niemals feiern kann. Da dring ich ganz genau

Auf Ursach und Beweis. U. s. w.

Wahrscheinlich gehört dies Gedicht bereits einer spätern Zeit an, wo ernstere Schicksale ihm den Ernst des Lebens näher gerückt hatten. Denn bald

nahm, freilich durch seine Schuld, durch die Schuld seiner Characterschwäche, sein Leben eine schlimme Wendung.

In Dresden wurde im Frühling 1719 „ein Mensch“ gesucht, „der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre.“ Besser, der Oberceremonienmeister, war alt geworden; man wandte sich an Mencke, der in solchen Dingen Rath schaffen mußte. Günther wurde eilig aufgefordert, ein Lobgedicht auf den König von Polen zu verfertigen (S. 709) — das wenig Talent verräth, die Stelle fittig auszufüllen — und im Anfang des Sommers nach Dresden geschickt, um sich persönlich vorzustellen. Leider hatte er das Unglück, bei der Audienz schwer betrunken zu sein und deshalb mit Schimpf und Schande entfernt zu werden. Es heißt, daß eine Intrigue daran Schuld war, er hatte sich mit seinen Satiren viel Feinde gemacht, auch mochte König, Bessers Günstling, der noch dazu von einer mächtigen Person, der Opernsängerin Jungfer Schwarz beschützt wurde und gleich darauf das veredelte Amt eines Pritschenmeisters erhielt — römischer Heroldsrock statt der Schellenkappe — den Concurrenten nicht gern sehn. In dieser Zeit erfuhr er, daß seine Leonore Wittve sei; die alte Liebe regte sich wieder, und er reiste den 2. Sept. 1719 nach seiner Heimath ab. Sein Vater, den er in Striegau zuerst aufsuchte, ließ ihn nicht vor, dagegen fand er die alte Geliebte in der Nähe von Schweidnitz wieder, und verlebte mit ihr glückliche Stunden.

Die Regung ist zu scharf, ich muß dich stumm umfassen,
Ein Blick, ein Druck, ein Kuß vertritt der Zunge Pflicht.
Ihr Jahre, die ihr spät und unter Noth vergangen,
Verzeiht mir jeden Fluch! ich klag' euch weiter nicht.

Er faßte jetzt ernsthafte Vorsätze, seinem Leben einen Halt zu verschaffen. In der Absicht, das Studium der Medicin wieder aufzunehmen, kam er Mitte October nach Breslau, wo er von einer Menge alter Universitätsfreunde freudig empfangen und in die schwelgerischen Kreise des reichen schlesischen Adels aufgenommen wurde. Seine besondere Gönnerin war die „Sappho Schlesiens“, Frau Marianne v. Breßler. Die Medicin blieb bald wieder liegen, Herr v. Breßler hatte einmal den Einfall, ihn bei einem Grafen Schafgotsch als Informator unterzubringen, aber die dresdner Scene wiederholte sich, und selbst Marianne sah sich, wenn auch mit Betrübniß, veranlaßt, den Dichter als unbequem zu entfernen.

Von Breslau ging er Febr. 1720 nach Lauban, um dort ärztliche Praxis zu treiben. Es wurde nichts daraus, er verfiel in Krankheit und schweres Glend. In seiner Hoffnungslosigkeit schickte er Leonore einen Scheidebrief (S. 322).

— Nimm also, liebstes Kind! dein Herz Du kannst dir durch dies theure Pfand
 — O schweres Wort! — zurücke, Was Köstlicheres erwerben,
 Und lehre dich an keinen Schmerz, Mir mehrt es nur den Jammerstand,
 Womit ichs widerschieke, Und läßt mich schwerer sterben;
 Es ist zu edel und zu treu, Denn weil du mich so zärtlich liebst,
 Als daß es mein Gefährte sei, Und alles vor mein Wohlsein gibst,
 Und wegen fremder Plage So fühl' ich halbe Leiche
 Sein eigen Heil verschlage. Auch zweifach scharfe Streiche.

... So brich nur Bild und Ring entzwei,
 Und laß die Briefe lodern;
 Ich gebe dich dem Ersten frei,
 Und habe nichts zu fodern.

Noch einmal nahmen sich die Freunde seiner an; er wurde in Lauban losgemacht, und ging, nachdem er es wieder umsonst bei seinem Vater versucht, Herbst 1720 nach Kreuzberg. Ein neuer Gönner, Herr von Nimptsch auf Bischdorf, suchte durch eine Heirath seinem Leben einen Halt zu verleihn: durch seine Vermittelung verlobte sich eine Pfarrerstochter, Phyllis, die sich erst spröde gezeigt, 2. April 1721 mit dem Dichter; der Verlobungsring, den er ihr schenkte, war mit einem Totenkopf geziert. (S. 281.)

Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen, Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen? —
 Es trägt unser künftig Bild, Es schiekt und reimt sich gar zu schön,
 Vor dem nur die allein erleichen, Denn beide sind von gleicher Stärke,
 Bei denen die Vernunft nichts gilt. Und spielen ihre Wunderwerke
 Wie schiekt sich aber Eis und Flammen? Mit allen, die auf Erden gehn.

Man hatte ihm die Bedingung gestellt, sich mit seinem Vater auszusöhnen; als ihm das mißlang, zerschlug sich auch die Verlobung, und er irrte nun unstät umher, in Jauer, Liegniz (August 1721), auf den Gütern der benachbarten Edelleute, in Landshut (Sommer 1722). Man empfahl ihm, sich durch ein Lobgedicht (S. 137) den Grafen Sporck zu verpflichten; auch dieses brachte ihm nur eine karge Gabe ein. Fünffmal war er nach Striegau gepilgert (das letzte Mal im Spätherbst 1722), der Vater hatte ihm stets die Thür verschlossen; noch einmal versuchte er es, ihn durch ein langes Gedicht zu rühren (S. 855). Das Gedicht wird noch heute seine Wirkung nicht verfehlen, hauptsächlich weil der Sohn, bei aller Ehrfurcht und Hingebung, doch nie gemein wird, sondern in der Hauptsache stolz bei seiner Ueberzeugung stehn bleibt. Es ist eine an sich nicht unedle Natur. „Was ich dann und wann versehn, ist die Hitze junger Jahre.“ — Zuerst erinnert er den Vater an frühere gute Stunden.

O wie mancher Abendstern sah mich unter deinen Lehren!
 Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
 Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnsucht hing,
 Und der Nachdruck beider Sprachen lustig ins Gedächtniß ging u. s. w.

Dann sucht er die Angriffe seiner Feinde abzuwehren, z. B., daß er kein Christ sei; wenn auch sehr gelinde, wagt er es doch, den Vater vor pietistischen Grübeleien zu warnen.

Dies gesteh' ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geschwäze,
Das in Glaubenssachen schwärmt, vor geringe Poffen schäze . . .
Hebe dein betrübt's Haupt, und ermuntre das Gesicht,
Und vertiefe dich nur nicht in die heimlichen Gerichte,
Die der Rath der heiligen Wächter täglich zu bewundern gibt,
Sondern laß es dir gefallen, weil Gott auch in Schlägen liebt.

In Beziehung auf seine Kunst hebt er stolz das Haupt.

Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Herzen brennen.

Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,
Schenk' ich ihr auch noch die Liebe, die anjert Vernunft regiert.

Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,

Hat man freilich den Parnas vor ein Grillennest zu achten.

Hochzeitreime, Todtenflüche und ein buntes Quodlibet

Nebst erstornen Buhlerflammen u. s. w.

Dichter, sind sie, was sie sind, müssen feuerreiche Gaben,

Wiß, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben,

Und die Menschen, deren Augen die entblößte Wahrheit fliehn,

Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn . . .

Alles Schadens ungeachtet, den dadurch mein Leib bekommen,

Hab ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen:

Soviel Kreuze, soviel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt,

Als man im Pedantenstaube von den Maulgelehrten hört . . .

Jetzt bet' ich Tag für Tag bei so überhäuf'ter Plage:

Nimm mich doch, mein Gott! nicht weg in der Hälfte meiner Tage!

Nun wendet er sich an das Herz des Vaters.

Scheint dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderbarlich,

Ach dem ist bald abgeholfen! und womit? — verfühne dich!

Denke, was der Unmuth thut, wenn uns Freund' und Feinde kränken,

Wenn man krank und in der Fremde bei Verfolgung und Verdruß

Wegen Andern's Groll und Zwietracht alles Unrecht leiden muß;

Wenn uns innerliche Reue, äußerlicher Mangel dränget;

Wenn sich Anverwandter Haß unter uns're Feinde mengt . . .

Da verliert sich die Geduld, da vergißt man sich und alles,

Läßt es durch einander gehn, strauchelt oft aus Furcht des Falles.

Man getraut sich nichts zu wagen, man verfällt von Zeit zu Zeit,

Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit.

O wie oft hat Fleisch und Blut durch ein ungeduldig Schmollen,

Weil kein Retter kommen will, die Verzweiflung rufen wollen! . . .

Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heil des ganzen Lebens,

Alles, was ich denk' und thu', wird durch deinen Zorn vergebens . . .

Vater, denk' denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr?

Ach ich bitte deinetwegen, mach uns nicht das Sterben schwer!

Die Antwort des liebenswürdigen Vaters bestand darin, daß er ihm bei seinem Fluch verbot, je wieder sein Haus zu betreten. Unter solchen Umständen wird man sich nicht wundern, wenn man Stimmungen begegnet, wie die folgende (S. 704).

Ich höre, großer Gott! den Donner deiner Stimme.
 Du hörst mich nicht mehr, ich soll von deinem Grimme
 Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein.
 Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein.
 Ich troge deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
 Ich will nicht, daß dein Herz mich dieser Straf' entlade.
 Du bist kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich —
 Vergiß vorher dein Kind, nachher verstoße mich!

Es ist doch Rache in dieser Verzweiflung! — Man lese noch folgendes Gedicht (S. 204). Der Dichter sieht im Traume ein krankes Frauenbild, von wilden Nachtgestalten gequält, geheßt, athemlos niederstürzen:

Die Gegend vor dem Trauerspiele	Drauf ächzte sie zum letzten Male:
Wies in der Näh' ein lustig Feld:	Ach Himmel! hilf mir aus der Noth!
Auf diesem lacht' und scherzten viele,	Er that es mit dem schärfsten Strahle,
Wie wenn man etwa Hochzeit hält.	Sein Mitleid war ihr schneller Tod.
Es waren Freund und Anverwandten,	Die Feinde schleppten ihre Leiche
Die unsrer Ärmsten Noth wol kannten;	Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche,
Sie rief, sie schrie, sie weint' und bat,	Ihr Grabmal war ein wüster Ort.
Und streckte die zerfleischten Armen.	Mein Aug' erschrak vor solchem Grimme,
Nicht einer war, der aus Erbarmen	Und wachte gleich von dieser Stimme:
Nur wenig Schritte näher trat.	So schießt man deine Jugend fort!

Krank, innerlich gebrochen, kam er Mitte December 1722 in Jena an. Aus dieser Zeit sind noch einige seiner zartesten Lieder. Endlich sieht er den Tod kommen, und dichtet seine „letzten Gedanken“ (S. 837).

. . . Freilich ist's ein harter Stoß und ein Kelch voll Myrrh' und Gallen,
 Wenn ein junger Baum verdorrt und die ersten Blüten fallen.
 Freilich braucht es tapfre Füße, sonder Gram dahin zu gehn,
 Wo die Träger unsrer warten und die Bahren fertig stehn!
 Doch da Schickung und Gewalt Keinem etwas Neues machen,
 Und das alte muß! erklingt, nehm' ich unter Scherz und Lachen
 Meinen Abschied von der Erde, wie ein Gast bei später Zeit
 Lustig von dem Schmause wandert, und noch manchen Zaucher schreit . . .
 Mein Gehorsam opfert dir, dir mein Vater! diese Lieder;
 Ja er wirft sich jezo selbst zwischen Lieb' und Ehrfurcht nieder,
 Und erkennt die treuen Sorgen, und erwägt den treuen Fleiß,
 Weil er, wo dir die nichts trugen, sonst mit nichts zu lohnen weiß.
 Arme Mutter! die du jezt mein entferntes Grab bethränest,
 Und vielleicht den kranken Leib auch schon an die Bahre lehnest,

Nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht,
 Weil die Wehmuth des Gemüthes Keim und Kiel zu Schanden macht.
 Diese Gesinnung, einem solchen Vater gegenüber, ist doch wol das Zeichen
 eines nicht ganz verwahrlosten Herzens! Noch nach seinem Tode sprach der
 Vater hart und böse über ihn. — Dann wendet sich Günther an die alten
 Schulgesellen; er verlangt von ihnen die Anerkennung, daß er „sonder Eigen-
 nung und Blendwerk aller Wahrheit nachgestrebt“.

Sollte einer unter euch um mein Grabmal Kräuter lesen,
 O so wünsch' er mir dabei ein geruhiges Verwesen,
 Und erinnre seinen Nachbar, hier schließ unser Bruder ein,
 Der uns oftentimes ermahnte: Brüder laßt uns lustig sein!
 Allerliebste Vaterland! Günther wird nicht wiederkommen,
 Da ihn nun ein fremdes Grab aller Noth und Last entnommen,
 Dank ich deinen schönen Grenzen vor das erst gegebne Licht,
 Das sich allgemach verzehret, und mir schon das Auge bricht.
 Jezo werd' ich dort nicht mehr die vergnügten Saiten stimmen,
 Noch in Philidrenens Schoos den erhitzten Nacken krümmen.
 Etwas drückt mir noch das Herz, daß ich jezso doch nicht wüßte,
 Daß die Liebe, wenn sie trennt, gar zu heftig plagen müßte.
 Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh
 Komm und drücke, schönste Seele! mir nur noch die Augen zu.
 Brich nur jetzt den Hoffnungsstab, reiß den Myrthenkranz in Stücke,
 Halt den zugesagten Ring und beweine das Geschick,
 Und gedenk an deinen Dichter, der dich mit Gefahr geliebt,
 Und dir jetzt die kalten Thränen, den betrübten Brautschmuck giebt.
 Seele, fort! du hast nun Zeit, deinen Frieden zu bedenken.
 Aber welch ein Zweifelmuth mehrt dein innerliches Kränken?
 Wirßt du durch dies Ganze wandern? bist du etwas oder nichts?
 Oder ein getrennter Funke von dem Wesen jenes Lichts?
 Laß den Kummer! er bethört; geh am sichersten und glaube
 Deines Wesens Ewigkeit. Mach' es wie die Turteltaube,
 Fleuch vor Angst und Sturm und Wetter aufs Gebirge Golgatha,
 Fleuch und suche sichere Ritzen, denn der Räuber ist dir nah.
 Du gekreuzigte Geduld, die du leidest und doch schweigest,
 Und so viel du Grausamkeit, auch Erbarmungszeichen zeigest.
 Ich ergreife dein Verdienst, ich vertraue deinen Wunden,
 Hat doch auch des Schwächers Herz Ruh in dieser Freistadt funden.
 Lebe wohl, bethörte Welt! leb! ich wünsche dir's zum Poffen.
 Hat sich etwa noch dein Born nicht genug an mir geochen,
 O so sättige dein Maul mit den abgefleischten Knochen!
 Dieses Spiel mit meinem Körper gönn' ich dir zur Dankbarkeit,
 Weil du mich durch so viel Stöße einmal aller Last befreit.

Auch gegen diese Art wilden Humors spricht sich Gerwinus sehr strenge
 aus. — In den geistlichen Liedern jener Zeit herrscht freilich eine einheitlichere

Stimmung: die Seele wäscht sich in Jesu Wunden rein, und mit dieser conventionellen Verklärung ist alles gut. — Aber diese Poeten glauben auch nicht an das Leben; Günther glaubte daran, und sprach daher aufrichtig, wenn auch nicht ganz orthodox. — Er starb den 15. März 1723. Noch in demselben Jahr erschien der erste Band seiner gesammelten Gedichte; die folgenden 3 Bände 1724—1735. Ein gewisser Steinbach, Verfasser eines Wörterbuchs und leidenschaftlicher Feind Gottscheds, gab 1738 eine Biographie des Dichters heraus; vielleicht ist dies der Grund, daß Günther in Gottscheds „Beiträgen zur kritischen Historie“ von Schwabe ziemlich nachtheilig besprochen wurde. — Um seinen poetischen Werth richtig zu schätzen, muß man ihn neben die einzigen Dichter jener Zeit stellen, von denen die Rede sein kann — Brockes und Haller. — An Fülle und Innigkeit der Empfindung ist er ihnen unendlich überlegen — man stelle nur seine Liebesgedichte neben Hallers „Doris“ und „Marianne“, beiläufig den einzigen Liedern jener Zeit, die einen Vergleich mit den seinigen aushalten. Ebenso in Melodie und Tonfall. Brockes ist zwar reicher an Erfindung, aber seine Melodien sind erst mit dem Finger geklopft, zu bestimmten Zwecken erfunden. — Haller hat in den mehr didaktischen Gedichten den großen Vorzug ernsten Denkens und sorgfältiger Ausarbeitung der Sprache; bei Günther ist alles Improvisation, und die Verse laufen mitunter in prosaischer Geschwägigkeit. Auch Brockes ist feiner in den Ausdrücken; aber er ist in der Anschauung wie in dem leitenden Zug seiner Gedanken und Betrachtungen eine ganz prosaische Natur — nur ein Paar Stellen in seinem „irdischen Vergnügen“, namentlich der Anfang, können den Leser darin irre machen: aber das sind durchweg Nachbildungen. — Man hat Günther getadelt, daß er seine poetischen Muster so schlecht wählte, und daß sein Geschmack so wenig ausgebildet war. Den Fehler theilt er mit allen seinen Zeitgenossen, nicht bloß mit Neukirch, sondern auch mit Brockes und Haller. Sie alle dichteten zuerst in der Lohensteinischen Manier und suchten dann, als die Stimmung sich änderte, einen natürlicheren Ton: glücklich genug, wenn sie nicht in das entgegengesetzte Extrem von Christian Weise, Canitz u. s. w. verfielen. Davor bewahrte Günther seine tiefere Natur.

Ein Fortschritt ist in seiner Entwicklung unverkennbar; ob dieser bei längerem und glücklicherem Leben weiter hätte führen können, ist schwer zu sagen, da seine beiden Grundfehler — die zu leichte Arbeit und der Mangel an Anschauung ins Große — nicht leicht zu beseitigen waren. J. S.